

Aus meinem Leben.

Rudolf Sprenger.

Wabern bei Bern.

1925.

Rudolf Sprenger

Aus meinem Leben



tredition®

© dieser Ausgabe 2017 Alfried Kohlschütter
Gestaltung: Johannes Kohlschütter
Gesetzt aus der Photina und der Neuen Helvetica mit Adobe InDesign

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN: 978-3-7439-4336-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Herausgebers unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bei den in dieser Ausgabe enthaltenen Abbildungen wird davon ausgegangen, dass die Urheberrechte an ihnen bereits erloschen sind. Sollten wider Erwarten noch bestehende Urheberrechte berührt worden sein, bittet der Herausgeber um Nachricht.

Inhalt

Zu dieser Ausgabe	7
Vorwort	11

Teil I: Kindheit (1843 – 1849)

Meine Eltern	15
Engere Heimat	22
Vaters Tod	56
Mutter muss Pensionäre aufnehmen	70

Teil II: Schulzeit (1849 – 1857)

Schule in Güstrow	79
Meine Lehrer	84
Reisen in der näheren Heimat	96
Feuer bei Neumanns	114

Teil III: Lehrzeit (1857 – 1864)

Rostock	123
Die Bartsch'sche Pension	140
Interregnum	150
Losung zum Militärdienst	158

Teil IV: Militärzeit (1864 – 1866)

Rekrutenzeit	163
Mein Bruder Paul Sprenger	170
Vorgesetzte	173
Ernennung zum Gefreiten	183
Krank im Lazarett	197

Teil V: Frankreich (1866 – 1870)

Aufbruch	205
Die Jahre in Bordeaux	211
Mein eigener Herr	226
»Bordeaux et ses vins«	240
Schiffsbrand im Hafen von Bordeaux	263
Kriegsausbruch im Juli 1870	268

Teil VI: Spanien (1870 – 1903)

Nach San Sebastian	277
Historische Basken	298
Mutters Reise nach Spanien	310
Errichtung eines deutschen Konsulats in San Sebastian	317
Ermordung des französischen Generalkonsuls	327
Industrielle Unternehmungen	329
Affäre um die Rostocker Brigg »Gustav«	340
Kriegsereignisse in San Sebastian und Umgebung	348
Gründung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger	356
Tod König Alfons' XII.	372
Fürstliche Besuche in San Sebastian	377
Deutsche Bark »Bertha«	389
Architekt Eisinger	395
Meine Reise in Deutschland	402
Hofrat Dressel	411
Meine Hochzeit in Genf	414
Untergang der »Gneisenau«	424
Religiöse Reform in Spanien	431

Teil VII: Portugal (1903 – 1906)

Lissabon	447
Besuch des Kaisers	454
Deutsche Diplomaten in Portugal	460

Teil VIII: Zurück nach Spanien (1906 – 1912)

Rückversetzung nach Madrid	469
Zur Aushilfe wieder nach Lissabon	472

Teil IX: Die Schweiz (1912 – 1926)

Deutsche Gesandtschaft in Bern	483
Meine Orden	490
Lebenslauf des Veters Karl Sprenger	495
Nach dem Ende meiner Dienstzeit	506

Anhang

Zeittafel	533
Index	534

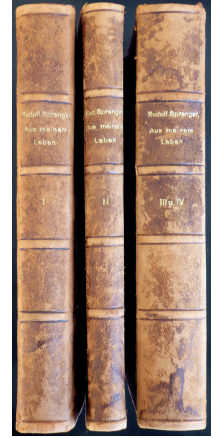
Zu dieser Ausgabe

Rudolf Sprenger, Großvater des Herausgebers, wurde 1843 in Güstrow in Mecklenburg geboren. Der frühe Tod seines Vaters und der dadurch verursachte Geldmangel verhinderten den Besuch einer höheren Schule. Stattdessen lernte er viele Jahre das Handwerk des Lithographen, das seiner Neigung zum Zeichnen und Schreiben entgegenkam. Dabei faszinierte ihn auch die moderne Stenographie, die ihm beim Festhalten sehr vieler Tagesereignisse helfen sollte.

Nach zwei Jahren Militärdienst in Mecklenburg, wovon er nicht – wie damals für Bürgersöhne üblich – freigekauft werden konnte, wurde er, schwerkrank und schwindsüchtig, vorzeitig entlassen. Man riet ihm, in ein warmes Land zu ziehen, um noch etwas leben zu können. Er ging nach Bordeaux, floh jedoch von dort, als 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, nach San Sebastian. Als Flüchtling brachte es dort zu Ansehen und einer diplomatischen Karriere als Konsul des deutschen Reiches, die über Spanien und Portugal bis in die Schweiz führte.

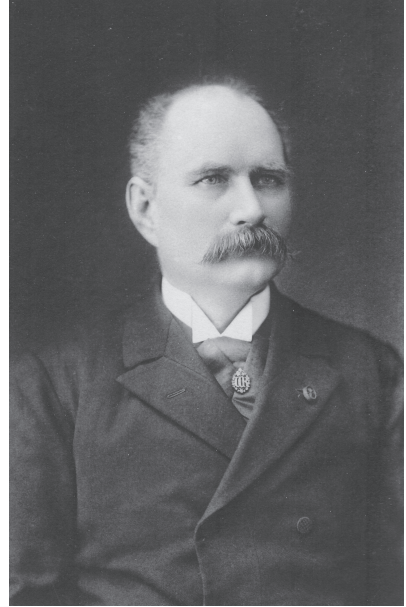
Bevor er am Rande von Bern 1933 im Alter von 90 Jahren starb, schrieb er Erinnerungen aus seinem unverhofft langen Leben auf. Seine genau datierten Aufzeichnungen lassen Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis und einen Humor erkennen, der auch bei Katastrophen und Begräbnissen einen Sinn für das Komische oder Merkwürdige bewahrt.

Seine Erinnerungen hat er erklärtermaßen zum eigenen Vergnügen verfasst, hat aber auch mit Erheiterung und Belehrung anderer gerechnet. Die von einer Tochter auf der Maschine einseitig beschriebenen Blätter wurden in Leder gebunden. Auf die leeren Rückseiten hat der Autor zahlreiche Erinnerungsstücke geklebt, die eine Beziehung zu den geschilderten Ereignissen haben, darunter eigene Zeichnungen, Bildpostkarten und Kalenderblätter. Diese Illustrationen wurden nicht alle in die vorliegende Ausgabe übernommen, dafür wurden Bilder aus Sprengers Skizzenbüchern und Photographien aus dem Nachlass eingefügt. Die Schreibweise wurde – abgesehen von Vereinheitlichungen und Korrekturen wahrscheinlicher Fehler – weitgehend beibehalten, während die Zeichensetzung vereinheitlicht und an heutige Gepflogenheiten angepasst wurde. Einige Erklärun-



Oben:
Rudolf Sprenger als
junger Mann und im
Alter von 55 Jahren

Unten:
im Alter von 57 und 90
Jahren



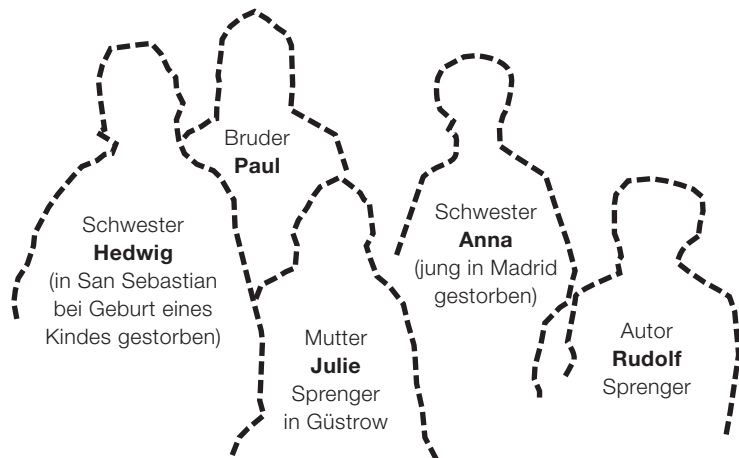
Zu dieser Ausgabe

gen wurden als Fußnoten und ein Index am Schluss des Buches eingefügt. Teile des Textes waren schon 1927 im Güstrower Anzeiger unter dem Titel »Aus Güstrows Vergangenheit« bzw. »Lebenserinnerungen eines alten Güstrowers« erschienen.

Die Erinnerungen des Konsuls Sprenger vermitteln aus einer sehr persönlichen Perspektive ein farbiges Bild der Periode von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Jahre nach dem ersten Weltkrieg.

September 2017, Alfried Kohlschütter

Rudolf Sprenger
(rechts) mit Mutter und
Geschwistern



Vorwort

Das Memoirenschreiben ist schon seit langem in Schwung. Berufene und Unberufene schreiben welche. Warum soll ich es nicht auch tun, zumal es nicht aus Eitelkeit und Ruhmsucht, sondern zu meinem Vergnügen geschieht? Ich denke wie die Nonne Roswitha von Gandersheim¹, die über die Veröffentlichung ihrer Komödien im 10. Jahrhundert schrieb, was Scheffel² zu seiner Entschuldigung im Vorwort zu seinem »Ekkehard« sagt, nämlich: »Wenn's jemandem gefällt, so soll's mir angenehm sein, gefällt es aber keinem, so habe ich doch selbst meine Freude an dem, was ich schreibe.«

Wenn ich sonst noch Gewissensbisse hätte, könnte ich mich auf den weltklugen Anton Rubinstein³ berufen, der mich in der Fortsetzung meiner Aufzeichnungen bestärkte, durch eine zufällig in seinem literarischen Nachlass gefundene Äusserung über den Fall. Sie lautet: »Ich bin der Meinung, dass jeder Mensch (Mann oder Weib), wenn er sein gewisses Alter erreicht hat, nach welchem ihm voraussichtlich nicht mehr lange zu leben bleibt, die Verpflichtung haben müsste, sein Er- und Durchlebtes schriftlich zu hinterlassen, gleichsam eine Rechenschaft über sein Leben der Gesellschaft abzugeben. Das Leben eines jeden Menschen, in noch so unbedeutender Stellung, enthält Interessantes in psychologischer, kultureller und anderer Beziehung, geschweige denn das eines Menschen in bedeutender, verantwortlicher Stellung. Kein Roman kann so Interessantes und Belehrendes bieten wie eine derartige Hinterlassenschaft.«

»Also! Denn man to!«, wie die Mecklenburger sagen, und einstweilen für meine Kinder und Freunde.

Geschrieben in Agra bei Lugano und Bern 1920–1922

¹ Hrotsvit oder Roswitha von Gandersheim, (ca. 935–973), Kanonissin des gleichnamigen Stiftes, gilt als erste deutsche Dichterin.

² Joseph Victor von Scheffel (1826–1886), seinerzeit vielgelesener Schriftsteller und Dichter.

³ Anton Grigorjewitsch Rubinstein (1829–1894), russischer Komponist, Pianist und Dirigent.

Teil I
Kindheit
1843–1849

Meine Eltern

Hochzeit meiner Eltern

Es war an einem warmen Augusttage (am 12.) des Jahres 1842. In der altersgrauen Kirche von Seedorf⁴, in der »Lenzer Wische«, sollte eine Trauung stattfinden. Die ganze Gegend war darüber in Aufregung. Wir befinden uns im westlichen Teile der Priegnitz in der Mark Brandenburg, gewissermassen auf historischem Boden. Wer hätte nicht von Lanz bei Lenzen gehört, dem Geburtsorte des Turnvaters Jahn⁵? Dieser gehörte zu der entfernten Verwandtschaft unserer Familie. In der Nähe von Seedorf ragt der hohe viereckige Wartturm der Eldenburg aus dem Grün hundertjähriger Ulmen hervor, von dessen Zinne man eine weite Aussicht über endlose Wiesen hat, die im Norden durch die Elde und Mecklenburger Tannenwälder und im Süden durch das Silberband der Elbe und den hannoverschen Vietzebergen bei Dannenberge begrenzt werden. Die berühmten Raubritter Quitzow haben auf der Eldenburg gehaust, und von ihren Taten erzählt man sich dort noch heute arge Geschichten. Wie auf der Wartburg bei Eisenach in Luthers Zimmer der Tintenleck an der Wand gezeigt wird, der von unseres Reformators Wurf mit dem Tintenfass nach dem ihn belästigenden Teufel Zeugnis gibt, so wurde auf der Eldenburg ein Zimmer mit roten Flecken gezeigt, die von dem Blute eines im Zorn ermordeten Ritters herrühren sollten. Trotz aller weissen Tünche, die seit Jahrhunderten darüber gestrichen, kämen die Flecken als ewige Anklage immer wieder zum Vorschein.

In einer Ecke des hochummauerten Schlosshofes stand ein viereckiger Turm von zwei Stockwerken. Nach der Sage sass auf einem noch an der Wand befestigten schmalen Eisenringe ein an Händen und Füßen mit schweren Ketten gefesselter Bruder des früheren Burgherrn, der bei äusserst karg zugemessener Kost den langsamen

⁴ Seedorf: Gemeindeteil der Stadt Lenzen (Elbe) im Landkreis Prignitz in Brandenburg.

⁵ Johann Friedrich Ludwig Christoph Jahn (1778–1852), Pädagoge, der die sog. deutsche Turnbewegung initiierte. Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.

Hungertod erleiden musste. Um die Qualen des armen Gefangenen noch zu vermehren, hielt ein Halseisen den Kopf in steifer Stellung, und eine Meute wilder Hunde rumorte Tag und Nacht in dem unteren Turmgeschoss.

Doch genug dieser grausigen Spinnstubengeschichten und zurück zum traulichen Kirchlein im nahen Seedorf und der fröhlichen Hochzeit meiner Eltern. Die Grosseltern der Braut wohnten an der mecklenburgischen Grenze in der altersgrauen Eldenburger Mühle, an deren Wehr man vor Jahren einen 7 Fuss langen Wels gefangen hatte, der als der grösste Süsswasserfisch Deutschlands gelten sollte. Die ehrbaren und hochangesehenen Müllersleute Piehl hatten es sich nicht nehmen lassen, der lieben Enkelin den Ehrentag zu verschönern, und deshalb hatte sich Jung und Alt aus der ganzen Umgegend vor dem festlich geschmückten Hause versammelt. Seedorfer kleine Mädchen im Feiertagsgewande, mit Kränzen und Blumen geziert, eröffneten den Zug der Brautleute mit dem Gefolge von Jugendgenossen, Verwandten und Freunden. Unter Absingen des Liedes: »Wir winden Dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide« nach kurzem Marsche am Pfarrhause angelangt, empfing der ehrwürdige Seelsorger Fromme die Traugäste und geleitete sie unter Vorantritt seines treuen Küsters und Kantors Bensch in die von einem alten Maubeerbaum beschattete Kirche. Ersterer hatte die holde Braut als Kind getauft und konfirmiert und der Lehrer Bensch ihr die Geheimnisse des Lesens und Schreibens beigebracht.

Ein Schulkamerad, der später zur See gegangen war, hatte sich der in seinen Jungensjahren oft verzehrten süssen Beeren des Maulbeerbaums erinnert und von einer Reise aus Japan Kokons von Seidenraupen nachhause gebracht, die der Schulmeister zur Zucht verwandte. Ob er viel »Seide« dabei gesponnen hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Nach der feierlichen Einsegnung des jungen Paares und nach der Beglückwünschung der Versammelten wurden die bereitstehenden Wagen von Verwandten und näheren Freunden bestiegen, und unter dem Jubel der Dorfjugend ging es über die weiten Wiesen mit herrlichem Rindvieh nach dem Heimdorf der glücklichen jungen Frau, »Breetz«. Dies ist kein Dorf im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Mit-ten in einem meilenweiten Weideland liegt auf einem etwa 15 m ansteigenden Hügel, in einer Strasse vereinigt, der aus einem Dutzend

Gehöften bestehende Ort. Die Wohnhäuser stehen an der mit alten Bäumen besetzten Strassenfront, während dahinter grosse Höfe mit Stallungen sich ausbreiten, die von Obst- und Gemüsegärten mit steilem Ufer die »Wische« begrenzen. Im Norden schlängelt sich ein Nebenfluss der im Jahre 1570 künstlich hergestellten »neuen« Elde, die Löknitz oder Laak genannt, um die Gärten, und im Westen des Dorfes erhebt sich in geringer Entfernung ein kleiner Hügel, der das Häuschen des alten Nachtwächters, die »Kaat« trägt. In der Mitte des Ortes befand sich nach Süden zu das Anwesen der Eltern der jungen Frau Julie Sprenger, geborene Sommer.

Die Mutter, eine noch im Alter lebhafte Frau, hatte sich schon im 15. Lebensjahre mit dem wohlhabenden Viehzüchter Sommer verheiratet und war als tüchtige Hausfrau und Erzieherin ihrer 5 Kinder allgemein geachtet und beliebt. Bei der Geburt ihrer ältesten Tochter, meiner Mutter »Jule« am 27. Juni 1816, war, wie es öfter vorkam, grosse Wassersnot in Breetz. Im Frühsommer waren infolge der Schneeschmelze im Riesengebirge und anhaltender Regengüsse die Elbdämme oder Deiche vom hochgehenden Strome unterwühlt und durchbrochen, sodass die ganze Niederung im spitzen Winkel zwischen Elbe und Elde überflutet und in einen grossen See verwandelt wurde. Das Wasser stand in Breetz so hoch, dass alle Einwohner in die Dachstuben flüchten mussten. Die Keller und unteren Räumlichkeiten der Häuser standen voll Wasser, und mit Kähnen fuhr man über die Strasse von Haus zu Haus. In den Gärten blühten die Rosen über der Flut, und die Sonne schien warm über das überschwemmte Gebiet. Glücklicherweise dauerte dieser Zustand nicht mehr lange, und die Gewässer sanken rasch. Das Gras der Wiesen war lang aufgeschossen, und in dem zurückgebliebenen Schlamm wimmelte es von Fischen und Aalen. Letztere wurden geräuchert und kamen als vielbegehrte leckere Ware, als »Spickaal«, auf den norddeutschen Markt.

Wie die Örtlichkeit der ausgedehnten Lenzer Wische es mit sich brachte, war eine andere Ausbeute derselben als für Viehzucht undenkbar. Deshalb besass jeder Breetzer Hofherr eine entsprechende Herde schönen Rindviehs, das nach Auswahl der Zuchttiere, meistens nach der Mast, über Hamburg nach England ging. Man konnte wahre Prachtexemplare unter den Stieren und Kühen sehen, die auf landwirtschaftlichen Ausstellungen oft die ersten Preise errangen. Der Wohlstand der Viehbesitzer war durch den schwunghaften

Handel natürlich sehr gestiegen, sodass den Breetzern durch ihren Umgang mit weiteren Kreisen des In- und Auslandes ein grösseres Mass des »savoir vivre« zu eigen war. Durch Hauslehrer und Erzieherinnen für die Kinder wurde besonders Musik und Gesang gepflegt, und die Geselligkeit in den meist verwandten wenigen Familien war echt patriarchalisch. Die Gevatterschaften waren endlos, und die Kinder nannten alle Nachbarn Onkel und Tante. So kam es, dass bei der Hochzeit Jule Sommers die ganze Breetzer Gesellschaft teilnahm und die Herrichtung des Festmahls im elterlichen Hause unter Beihilfe der Tanten Stürcke und anderen nächsten Nachbarstanten vorgenommen wurde. Was Küche und Keller vermochten, wurde aufgetischt und bei dem landläufigen gesunden Appetit unter frohen Gesprächen verzehrt. Dann ging es ans bittere Abschiednehmen, und am Spätnachmittag fuhr der älteste Bruder der jungen Frau, Albert Sommer, das neugebackene Ehepaar unter den Segenswünschen von Jung und Alt nach der nahen Eldefähre bei dem Mecklenburger Dorfe Polz und von dort nach der durch unseres Fritz Reuters Haft berühmt gewordenen »Festung« Dömitz an der Elbe.

Auf einem der grossen, von Magdeburg kommenden Elbkähne schifften sich meine Eltern zur Hochzeitsfahrt nach Hamburg ein, um die durch die grosse Feuersbrunst vom 5. bis 8. Mai 1842 halbzerstörte Stadt und einen Bruder meines Vaters zu besuchen. Es waren in 75 Strassen 4.219 Gebäude dem verhehrenden Elemente zum Opfer gefallen. – Onkel Ferdinand war seines Zeichens ein kunstbegabter Konditor, der zur Verschönerung der Hochzeitstafel einen prachtvollen Marzipan-Tafelaufsatz gestiftet hatte. Nach 75 Jahren fand ich vor Kurzem unter alten Briefschaften meiner Mutter ein wundervoll kalligraphiertes Glückwunschsreiben zu meinem Geburtstage von ihm.

Nach den Hamburger Bummeltagen zog es meine Eltern in ihr neues Heim nach Güstrow in Mecklenburg. Zunächst besuchten sie noch die alte Hansestadt Lübeck, dann Ratzeburg mit seinem schönen Dom, dann in der Gegend von Gadebusch den Ort, wo Theodor Körner⁶ 1813 gefallen war, und die Landeshauptstadt Schwerin. Über Sternberg, in dem noch, wie vor Alters, der sprichwörtlich geworde-

⁶ Carl Theodor Körner (1791 – 1813), Dichter und Dramatiker. Berühmt durch Dramen für das Wiener Burgtheater und durch Lieder in den antinapoleonischen Befreiungskriegen. Als »Sänger und Held« eine patriotische Identifikationsfigur.

ne Mond schien, ging es dann in einer gemütlichen Postkutsche der Vorderstadt des wendischen Kreises, meiner geliebten Heimat zu.

Herkunft der Sprengers

Da ich Mutters Herkunft schon beschrieben, ziemt es sich nun, dem Urheber meiner Tage auch sein Recht zukommen zu lassen und etwas von unseren Vorfahren, soweit die Überlieferung zu mir gekommen, zu erzählen. Leider war ich noch ein 10jähriger Bub, als mein Vater starb, und somit stammt meine Wissenschaft über unser Geschlecht aus vorgefundenen zufälligen Aufzeichnungen und den gelegentlichen Gesprächen meiner Mutter. Es ist sehr wahrscheinlich, dass unsere Familie aus dem Salzburgischen oder den Tiroler Bergen stammt.

Wie im Leben sich oft Gegensätze berühren, was der Franzose mit dem: »les extrêmes se touchent« ausdrückt, so auch in der Betätigung einzelner Sprenger'scher Persönlichkeiten. Zu Anfang der Reformation amtierte in Strassburg im Elsass ein gefürchteter katholischer Inquisitionsrichter unseres Namens, und ein im Salzburgischen ansässiger Sprenger wurde seines protestantischen Glaubens wegen einer der durch den Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian um 1731–32 vertriebenen 30.000 Protestanten, die teilweise durch die menschenfreundliche Aufnahme des grossen Kurfürsten in Preussen eine neue Heimat fanden. Nach mehrfachem Umherziehen fand die Familie endlich eine bleibende Stätte in Danzig. Die Sprenger brachten es dort mit der Zeit zu Ehre und Ansehen, sodass einer der Ihrigen im Stadtrate sass. Zur Zeit Friedrich des Grossen gab es einen ehrbaren Buchbindermeister, der ein ausgezeichnete Silhouettenschneider war. Ein Album mit zahlreichen Schattenbildern, besonders Bildnissen von Zeitgenossen und Familienangehörigen, war noch im Besitze meines Vaters und hat mir als Kind als erstes Bilderbuch viele Freude gemacht. Besonders waren es die Zöpfe, die meine Aufmerksamkeit erregten.

Von Danzig kam später ein Vorfahr nach Mecklenburg. Nach den Einzeichnungen in der Halleschen Bibel von 1745, die ich noch jetzt besitze, war mein Grossvater Ferdinand Heinrich im Jahre 1805 Verwalter des städtischen Bauhofes in Güstrow. Letzterer lag an der Nordseite der Stadt und zog sich von der Baustrasse bis an den Stadt-

graben hinunter. Die Grosseltern hatten 5 Kinder, 4 Knaben und 1 Mädchen. Mein Vater Georg Paul Friedrich war der Älteste, dann folgten Heinrich, der später in Rostock wohnte, Ferdinand in Hamburg und Sophie, die mit ihrem Manne nach Amerika auswanderte und dort verschollen ist. Onkel Christian, der als Ackerbürger ein kleines Anwesen in der Gleviner Vorstadt bewirtschaftete, starb mit seiner jungen Frau, gleich nach der Geburt des einzigen Sohnes Karl, an der Cholera, die schon in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in unserer Vaterstadt zahlreiche Opfer gefordert hatte, von denen der in der Mühlenvorstadt gelegene Cholerafriedhof Zeugnis ablegte. Vetter Karl, der später ein berühmter Mann geworden ist, wurde einer Frau Schwarz, Bekannten seiner Eltern, in Pflege gegeben, und komme ich auf seinen Lebensgang seinerzeit zurück⁷.

Von der Grossmutter hörte ich als Kind erzählen, dass sie eine prächtige Frau gewesen sei. Auf ihrem Sterbelager soll sie den Wunsch geäussert haben, nach langem Fasten sich mal ordentlich satt essen zu wollen. Der Doktor widersprach nicht, und so forderte die Kranke ein Gericht dicker Erbsen, mit Specktunke und einem Kerben⁸ gesalzenem Hering. Mit grossem Appetit verzehrte sie das Mahl, legte sich zum Schlafen und wachte nicht mehr auf.

Der Urheber meiner Tage

Mein Vater besuchte die Güstrower Schulen, studierte dann einige Semester die Rechte und Cameralia in Rostock und bereitete sich zum Notariatsexamen vor, als sein Vater starb und die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien fehlten. Eine Zeit lang städtischer Beamter, tat er sich später mit dem ihm befreundeten Studiengenossen, dem Advokaten Krull zusammen, der besonders als Rechtsanwalt der grossen Gutsbesitzer geschätzt war. Der praktische Mann bei der Abwicklung der oft schwierigen Erbschaftsstreitigkeiten, Gutan- und verkäufen, Inventuraufnahmen und Schätzungen war mein Vater, der dadurch mit vielen Leuten in enge Beziehungen kam und Einblick in die intimsten Familienverhältnisse erhielt. Als kleiner Junge nahm mich

⁷ Siehe Teil IX.

⁸ Niederdeutsch: ein Stück.